

Klassik und Klassismus

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani

Habitus und Herrschaftsverhältnisse

»Habitus« ist der zentrale Grundbegriff der Soziologie zur Erklärung der dynamischen Stabilität der Klassengesellschaft. Er beschreibt eine dauerhafte verinnerlichte Grundhaltung, die die Art und Weise prägt, wie Menschen die Welt und sich selbst wahrnehmen, wie sie fühlen, denken und handeln. Diese Grundhaltung wird bereits früh im jeweiligen sozialen Milieu ausgebildet und hilft dem Einzelnen, sich darin zu orientieren. Auf die Trägerin oder den Träger, aber auch auf ihr oder sein Umfeld, wirkt der Habitus wie angeboren, natürlich, das Wesen dieses Menschen charakterisierend, und erzeugt nicht nur einzelne Verhaltensweisen, sondern ist als ganzheitliches Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster zu verstehen. Der Habitus ist also ein Muster, das bestimmt, wie Menschen die soziale Welt und sich selbst sehen.

Mit dem Habitus-Begriff werden also jenseits ihrer individuellen Besonderheiten vor allem die Gemeinsamkeiten von Menschen, die in einem ähnlichen sozialen Kontext aufwachsen und leben, herausgestellt. Denn sie teilen gemeinsame Erfahrungen und handeln nach ähnlichen sozialen Logiken. Man kann daher auch von spezifischen Milieus, Kulturen oder auch Subkulturen sprechen. In ihnen funktioniert der Habitus »reibunglos«, denn alle denken auf eine ähnliche Weise und verstehen sich damit spielend. Mögliche Handlungssituationen sind allen bekannt oder zumindest artverwandt. Die dadurch entstehenden Routinen lassen jede Handlung »natürlich« erscheinen.

Mit dem Habitusbegriff wird – mit Karl Marx gesprochen – der Zusammenhang von Sein und Bewusstsein, also der Zusammenhang zwischen den sozialen Lebensumständen der Menschen (ihr gesellschaftliches Sein) auf der einen Seite und den Vorstellungen und Konstruktionen der Menschen (ihr Bewusstsein) auf der anderen Seite beschrieben. Denn ein entscheidendes Kennzeichen moderner Gesellschaften ist es, dass ehemals äußere Herrschaftsverhältnisse und soziale Grenzen zunehmend unsichtbar werden und sich in die Individuen und die Institutionen verlagern.

Klassenspezifische Lebenspraxis und -stile

Gemeint ist also so etwas wie das Hineinwachsen in ein Milieu, in dem man dann imstande ist, intuitiv zu handeln. Dabei geht es aber nicht nur um Gewohnheiten und Routinen, sondern auch um Geschmack, Ästhetik und Stil bis hin zu einer bestimmten Weltsicht. Es geht um die Aneignung einer gewissen Kultur, um Kultiviertheit. Am anschaulichsten lässt sich dies in starken Kontrasten zeigen, in einer plakativen Gegenüberstellung des Alltags und des Lebensstils von ›Oberklasse‹ und ›Unterklasse‹.

In der elitären Oberklasse lässt sich eine Entfunktionalisierung der gesamten Alltagspraxis zeigen. Man speist von großen Tellern, die weitgehend leer sind. Man benötigt viel Besteck, das präzise auf das wenige, aber wohlkomponierte Essen abgestimmt ist. Die große, relativ wertvolle Stoffserviette wird idealerweise gar nicht benutzt – sie sollte weiß bleiben. Das Sättigungsgefühl steht nicht im Vordergrund dieser Form der Nahrungsaufnahme. Satt wird man (ggf.) nach mehreren Stunden und Gängen. Ein solches Essen dauert insgesamt recht lange und folgt einer vielschichtigen Choreografie, die jeden funktionalen Sinn überlagert.

Demgegenüber wird am anderen Ende der Sozialstruktur ein funktional optimierter Alltag gelebt: Man isst von mittelgroßen, dafür aber gut gefüllten Tellern, die idealerweise satt machen. Dafür benötigt man wenig, unter Umständen gar kein Besteck. Man braucht mindestens ei-

ne Papierserviette. Diese Form der Nahrungsaufnahme folgt keinem bestimmten oder besonderen Stil und ist auch keine zeitaufwendige Angelegenheit. Sie ist Mittel zum Zweck, man isst, weil man Hunger hat und satt werden will.

Was hat diese Darstellung eines – zugegebenermaßen – überzeichneten Schwarz-Weiß-Bildes nun mit dem Habitus zu tun? Eine ganze Menge. Denn in beiden Handlungspraktiken zeigt sich der Habitus als äußere und damit sichtbare sowie als innere und damit unsichtbare Gestalt. Sichtbar wird hier im ersten Fall ein sehr kultiviertes Verhalten, das für Beobachtende nahezu unweglos auf eine höhere soziale Herkunft verweist. Im zweiten Fall würde man eher die Adjektive *derb*, *grob* oder sogar *prollig* verwenden. Nun könnte man meinen, es handle sich nur um die Art der Nahrungsaufnahme – es geht ja gar nicht darum, was gegessen und getrunken wird, sondern nur wie.

Aber gerade das *Wie* des Alltags und damit die sichtbaren Spuren des Habitus lassen sich in allen Lebensbereichen zeigen: Die Oberklasse wohnt in großen, weitgehend leeren Räumen, Designer und Stararchitekten lieben es klar und karg. Die geschriebene und gesprochene Sprache zeichnet sich im Hinblick auf Satzlänge, Grammatik und Wortwahl durch einen hohen Komplexitäts- und Abstraktionsgrad aus, in der Regel unabhängig vom thematisierten Inhalt. Die Liste ließe sich leicht verlängern – man denke unter anderem an die Haute Couture, abstrakte Kunst, bestimmte Formen der Architektur und so weiter. Diese Entfunktionalisierung korrespondiert mit einer starken Formalisierung. Während die Funktion von Alltagshandlungen in den Hintergrund rückt, gewinnt die Art und Weise und damit die Form an Bedeutung, wobei hier zunehmend individualistische und kreative Variationen typisch sind und damit zum Teil auch zur Norm werden. Die Funktion einer Sache beziehungsweise Handlung wird durch die Funktion der Distinktion durch die Sache beziehungsweise Handlung substituiert: Es geht um mehr oder weniger feine Unterschiede. Die unteren sozialen Klassen leben in kleineren, eher funktional eingerichteten und vollgestellten Räumen; man spricht in kurzen Sätzen und in einer insgesamt funktionalen Sprache, die nicht in jeder Hinsicht korrekt, sondern lediglich verständlich sein muss.

Was im Hinblick auf das Essen, den Sprachgebrauch und das Wohnen gilt, lässt sich sehr eindrücklich auch auf Musik übertragen: Im Unten wird einprägsame Musik gehört, zu der man tanzen und singen kann und so weiter. Im Oben hört man (nicht immer, aber auch) komplexe Musik, zu der man nicht tanzen und bei der man nicht mitsingen kann und darf. Gerade klassische Musik ist – analog zum Essen und Sprachgebrauch – hochgradig reglementiert und voraussetzungsreich. Sie sich anzueignen, sie zu verstehen und lieben zu lernen, benötigt Gelegenheitsstrukturen und insbesondere viel Zeit.

Beschrieben ist hiermit lediglich die sichtbare Oberfläche, der Lebensstil. Die unsichtbare innere Logik lässt sich aus dem Muster dieser Praxis herausarbeiten. Für die einen geht es um Stil, Abstraktion und Komplexität. Für die anderen um Funktionalität, das Praktische und das Einfache. Die Milieu- oder Klassenzugehörigkeit prägt also in weiten Teilen das, was gemeinhin der Individualität oder der Persönlichkeit eines Menschen zugeschrieben wird.

Wie entstehen diese Muster?

Diese unterschiedlichen habituellen Muster entstehen in sehr unterschiedlichen Sozialisationskontexten bereits in der Kindheit. Erneut ein kontrastreicher Vergleich von dem Aufwachsen in Armut und dem Aufwachsen in privilegierten Verhältnissen:

Der Alltag in Armut ist durchzogen vom Mangel – Mangel an Geld und Besitz, ggf. auch an Fürsorge, Aufmerksamkeit und in der Regel auch an Anerkennung, Entwicklungsimpulsen und Optionen zur Freizeitgestaltung, an Perspektiven. Was macht nun Kind unter diesen Bedingungen? Es entwickelt ein Denk- und Handlungsmuster, den Mangel zu managen. Es wird zum Insolvenzverwalter des Alltags – und von Monat zu Monat wird es darin besser, wodurch sich das Denk- und Handlungsmuster verfestigt.

Dieses Management des Mangels hat dabei drei wesentliche Züge: In einem solchen milieuspezifischen sozialen Umfeld ergeben sich Tag für Tag kurzfristig zu lösende Herausforderungen. Die strukturelle

Knappeheit erfordert situative Bewältigungsstrategien und begünstigt die Entwicklung eines an Kurzfristigkeit orientierten Denk- und Handlungsmusters. Der Zeithorizont ist also kurz, weil alles andere irrational wäre. Die sehr begrenzten Ressourcen werden so effizient wie möglich eingesetzt. Um mit diesen wenigen Ressourcen möglichst viele Bedürfnisse befriedigen zu können, muss permanent abgewogen werden, ob etwas wirklich notwendig und nützlich ist. Zum zeitlichen Aspekt kommt also eine starke Nutzen- und Funktionsorientierung hinzu. Dadurch, dass realistische Handlungsoptionen dauerhaft fehlen, wird der Umgang mit Optionen nicht erlernt. Es gibt äußerst selten offene Situationen, bei denen aus einer Vielzahl an Möglichkeiten frei gewählt werden kann. Daher verunsichern offene bzw. komplexe Situationen schnell und werden eher vermieden. Wer wenig hat, hat bei Fehlentscheidungen viel zu verlieren. Solche Fehlentscheidungen können drastische Konsequenzen haben. Das Denk- und Handlungsmuster ist auf Risikovermeidung ausgerichtet. Man sucht gerne nach eindeutigen Situationen, nach Klarheit und Übersichtlichkeit.

Das Management des Mangels bedeutet also: Man fühlt sich wohl, handelt und entscheidet souverän und intuitiv, wenn der zeitliche Horizont überschaubar, der persönliche Nutzen unmittelbar nachvollziehbar ist, die Funktionalität im Vordergrund steht und die reale Erfolgswahrscheinlichkeit als hoch eingeschätzt wird. Kurzzeitorientierung, Nutzenorientierung, Funktionslogik und Risikovermeidung stellen typische Aspekte des Managements des Mangels dar. Unter diesen Rahmenbedingungen sind Kreativität und Innovation möglich, und zwar in enormem Maße, aber immer innerhalb dieser Planken. Es ist die Kreativität im Umgang mit extremen Knappheitsverhältnissen, also ein kreativer Umgang mit den Ressourcen. Die Knappheit ermöglicht es nicht, sich in Selbstdisziplin zu üben, denn die Rahmenbedingungen disziplinierten bereits umfassend. Man kann zum Beispiel gar nicht selbstbestimmt verzichten.

Demgegenüber begünstigt das Aufwachsen in privilegierten Verhältnissen ein diametral entgegengesetztes Muster, das ich als Management des Überflusses bezeichne: Alles ist im Überfluss vorhanden. Sich an der Überfülle der Ressourcen zu orientieren, ist vollständig sinn-

los. Da keine kurzfristigen Knappheitsprobleme zu bewältigen sind, muss auch nicht jede Entscheidung auf ihren unmittelbaren Nutzen hin geprüft werden. Vielmehr üben diese Kinder tagtäglich ein, sich aus einer Fülle von Alternativen zu entscheiden und dabei auch ihre (langfristigen) persönlichen Ziele nicht aus dem Blick zu verlieren. Fehlentscheidungen haben keine besonderen Konsequenzen und entsprechend kann man relativ risikofreudig vieles ausprobieren. Es geht zunehmend um Stilfragen und um Selbstzwecke. Es entwickelt sich eine habituelle Prägung, die sich mit den Begriffen Langzeitorientierung, Abstraktionsfähigkeit, einem Denken in Alternativen, Experimentier- und Risikofreudigkeit umschreiben lässt. Man muss das Verzichten lernen, weil jeden Tag mehr möglich wäre, als machbar ist. Man hat also Rahmenbedingungen, die das Erlernen von Selbstdisziplin ermöglichen – die Rahmenbedingungen selbst disziplinieren nicht. Die Kreativität bezieht sich auf Ziele und nicht auf den Mitteleinsatz.

Nachhaltigkeit und Unsichtbarkeit der Barrieren

Das Problem ist nun: Ein einmal ausgebildeter Habitus ist nicht mehr ohne Weiteres grundlegend veränderbar. Das liegt auch daran, dass er dort am besten funktioniert, wo er gebildet wurde. Das heißt, es handelt sich gewissermaßen um eine »zweite Natur« oder einen »Instinktersatz« – wie es Bourdieu bezeichnet. Wenn wir frei wählen können, dann suchen wir uns in der Regel solche Menschen, Situationen und Umgebungen aus, die zu uns und damit zu dem passen, was wir bereits verinnerlicht haben. Dadurch entsteht ein Zusammenspiel, das wechselseitige Resonanz erzeugt. Demgegenüber verursachen soziale Kontexte mit großer sozialer Distanz zum Herkunftsmilieu Unsicherheit, Unwohlsein oder gar Vermeidungshandeln – man geht solchen Situationen, wenn es möglich ist, aus dem Weg. Denn in ihnen fühlt man sich »fehl am Platz« oder hat das Gefühl, »das ist nichts für mich/uns«, weil Intuition und Automatismen für das richtige Verhalten fehlen. Weil man keinen Zugang findet, empfindet man keine Freude, erlebt keinen Flow und auch keinen Sinn. Man spürt dann gewissermaßen den Habitus.

Chancen der Überwindung der Barrieren

In diesen Dissonanzen, wenn der Habitus nicht mehr funktioniert, hat man aber gleichzeitig – zumindest potenziell – einen bewussten Zugang zu ihm. Normalerweise wirkt unser Habitus hinter unserem Rücken. Erst wenn er irritiert wird, tritt er in den Vordergrund. Dadurch wird eine unbestimmbare Energie erzeugt, die zu Hemmungen und Schamgefühl oder aber zu Experimentierfreude und Kreativität führen kann – unter Umständen zu intimer Selbstreflexion. Irritationen des Habitus müssen also überhaupt nichts Schlechtes sein. Aber ob sie zu Kreativität oder zu einem Schamgefühl und damit zu Hemmungen führen, hängt (a) nicht unwesentlich von sozialen Kontexten und der Situation selbst ab – die Institutionen durchaus beeinflussen können. Und es hängt (b) vom Alter ab: Je früher vom Milieu abweichende Erfahrungen gemacht werden, desto unwahrscheinlicher ist es, dass sich derart starre Denk- und Handlungsmuster etablieren (wie sie hier dargestellt wurden) und dass es entsprechend zu Schamgefühl und Vermeidungshandeln kommt. Und zuletzt ist (c) ein zentraler Hebel: Kompetenz- bzw. Selbstwirksamkeitserfahrungen, die insbesondere mit dem Beherrschen eines Musikinstruments bewirkt werden können.

Die Möglichkeit, ein Musikinstrument zu beherrschen, sollte allen Kindern ermöglicht werden, denn kaum etwas ist derart ungleich verteilt wie frühkindliche Musikerziehung und Musikunterricht. Kinder aus privilegierten Familien nehmen solche Angebote mehr als fünfmal häufiger wahr als Kinder aus bildungsbenachteiligten Milieus. Dabei ist das Erlernen eines Musikinstruments nicht nur wichtig, sondern kann im Jugend- oder Erwachsenenalter kaum mehr in gleicher Intensität erfolgen. Dies ist im Übrigen auch ein Grund, weshalb die soziale Selektivität in Musikhochschulen und in den großen Orchestern noch stärker ist als in den meisten anderen Bereichen. Neigungen und Begabungen drücken sich über den jeweiligen Habitus vermittelt sehr unterschiedlich aus. Dadurch bleiben die Talente durch den Mantel der Armut bedeckt. Sie müssen entdeckt werden.

Ausführlich nachzulesen in: El-Mafaalani, Aladin (2020): Mythos Bildung. Die ungerechte Gesellschaft, ihr Bildungssystem und seine Zukunft. Köln.